

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

n. 54.

Düsseldorf, 25. August

1917.



Der Vormarsch im Osten:

Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern auf einem Divisionsgefechtsstand während der Kämpfe.

- Rechts mit Karte Oberst Hoffmann, der Chef des Stabes.

Die Abendsonne. Novelle von Anna Gade.

Im Dorf begannen gerade die Glocken des altersgrauen Kirchleins den morgigen Sonntag einzuläuten, als Dr. Lorenzen in Begleitung seiner beiden Dackel „Heda“ und „Sieda“ in den Buchenhagener Waldweg einbog, um Frau Ina Horstmann vom Bahnhof des benachbarten Fledens abzuholen.

Er sann gedankenverloren vor sich hin. Unglaublich eigentlich, wie unter Umständen doch die Zeit verging! Tagen wirklich sieben volle Wochen zwischen damals und heute? Wenn der Kalender es nicht bestätigte, dann hätte er es bezweifeln mögen.

Als Frau Ina ihn damals so mit nichts die nichts mit ihrem Anliegen überumpelte, hatte er gemeint, schon vierzehn Tage seien eine Ewigkeit. Und hinterher waren sie ihm wie im Flug verstrichen. Ja, man sah, es kam zuweilen anders, als man dachte.

Aber es war auch, so hatte er wenigstens seinerzeit gemeint, vom Schicksal eine etwas starke Zumutung gewesen, daß gerade er, Detlev Lorenzen, der unbeweibte und unbekinderte, der bislang in seinem Junggesellendasein einen möglichst weiten Bogen um alles Viertel- und Halbwüchsiges gemacht hatte, gleich zwei so kleine Vertreter dieses ihm wenig sympathischen menschlichen Entwicklungsstadiums bei sich aufnehmen sollte; ausgerechnet er, der noch kurz zuvor in einer wegen Aufnahme von Großstadtkindern anberaumten Gemeindeversammlung erklärt hatte, daß er als guter Patriot gern jedes Opfer zu bringen bereit sei, aber mit solchen „Kindergeschichten“ möge man ihm gefälligst vom Leibe bleiben! Man hatte gelacht und Wiße auf seine Kosten gemacht, aber die Leute waren doch einsichtsvoll gewesen, und so war denn dieser Kelch gnädig an ihm vorübergegangen.

Doch man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, denn schon wenige Stunden später hatte zu seiner größten Überraschung Frau Ina, seine Willennachbarin, ihn zu sprechen gewünscht; Frau Ina, mit der er eigentlich nicht mal auf allerbestem Fuße stand, und zwar wegen eines aufreibenden siebenjährigen Hühnerkrieges, an dem genau wie bei dem verheerenden Weltkrieg noch immer kein Ende abzusehen war, und hatte mit einem bezaubernden Lächeln auf dem Gesicht nichts weniger und nichts mehr gewollt, als ihm ihre beiden Kriegspflegetinder, die sie bereits seit reichlich einem halben Jahre bei sich aufgenommen hatte, „für ein paar Tage“, allerhöchstens vierzehn Tage, empfehlend ans Herz zu legen. Alle übrigen Einwohner Buchenhagens hatten sich bereits anderweitig verpflichtet oder waren selbst reichlich mit eigenen Nachkömmlingen versehen, so daß sie sich keinen andern Rat gewußt hatte.

Ob er in seinem Schreden damals ja oder nein gesagt, darauf konnte er sich nachher beim besten Willen nicht mehr genau besinnen. Vielleicht hatte er nur ein paarmal vergeblich den Mund aufgetan und zugemacht. Jedenfalls aber mußte Frau Ina sich trotzdem doch wohl eine Art Bereitwilligkeit daraus konstruiert haben, obgleich er vor Enttäufung eigentlich erst wieder zu sich gekommen war, als sie sich schon längst auf der Fahrt nach Dresden befand, wohin sie wegen einer plötzlichen Erkrankung ihrer Schwägerin zur Vertretung im Haushalt telegraphisch gerufen worden war.

Er entfiel sich nur noch, daß sie ihm im Fortgehen auf seine erbitterte Frage, was er denn aber bloß damit aufstellen solle, — er verstehe doch so gut wie nichts von Kindern, und seine alte Kathrine dergleichen, und eine Hausdame, eine Spezialität, mit der er überhaupt nichts im Sinn habe, könne er doch unmöglich dafür engagieren — in aller Eile und scheinbar sehr belustigt noch etwa ein halbes Duzend Verhaltensmaßregeln und stehenden Fußes sozusagen noch einen pädagogisch-hygienischen Schnellkursus gegeben hatte: wieviel Milch die beiden unterernährten kleinen Gäste tagsüber zu trinken hatten — denn er, Dr. Lorenzen, hatte ja drei kapitale Ziegen, so daß ihm die Ernährungsfrage keine nennenswerten Schwierigkeiten bereiten konnte, — daß jedes Kind morgens zum Frühstück vor der Schulfahrt zur Stadt sein weichgekochtes Ei bekommen müsse, genau vier

Minuten gekocht, daß nachmittags vor dem Waldspaziergang die Schularbeiten beaufsichtigt werden müßten, und die alte Kathrine die Schlafzimmertür stets gut lästete. —

„Auch sonst noch etwas?“ hatte er bescheiden eingeworfen.

„Zawohl,“ hatte sie lachend erwidert, „gut, daß Sie mich erinnern, — im übrigen empfiehlt es sich, alles, was Sie nur irgend in Ihrem Herzen an verrosteter Liebe aufzutreiben vermögen, an die beiden kleinen Pfleglinge zu verteilen, denn“ — und sie war plötzlich sehr ernst geworden, „es sind bekanntlich zwei kleine Kriegsvollwaisen, auf die das Schicksal schon in frühester Jugend seine harte Hand gelegt, und die darum jedem deutschen Herzen Verpflegungen auferlegen.“ —

Ja, was hatte man da machen wollen! Mit einer stillen Resignation hatte er sich in sein Schicksal ergeben und trotz seiner im übrigen oft genug bewiesenen patriotischen Gesinnung den vermeintlichen kleinen Störenfriedern seiner Hausordnung mit sehr gemäßigten Empfindungen entgegensehen.

Aber Rolf und Rosmarie, die Kinder eines auf der Lorettobühne gefallenen jungen rheinischen Malers, denen wenige Wochen nach dem Tode des Vaters als besonders hartes Schicksal auch noch die Mutter genommen war, hatten ihm weder das Haus angelehrt, noch seinen Garten auf den Kopf gestellt oder sonst nennenswerte Dummheiten vollführt. Sie waren tatsächlich nicht nur sehr anmutige und begabte, sondern auch sehr artige und gut erzogene Kinder. Und — wie Frau Ina mit einem warmen Schimmer in den Augen in ihrer gemütvollen Weise hinzugefügt — kleine Kriegsvollwaisen, die um ihre unschuldsvollen blonden Kinderköpfchen schon eine unsichtbare Schmerzensgloriole trugen.

Das war's auch wohl besonders, was ihm die beiden Kleinen wider Erwarten so schnell und mertwürdig nah gebracht, so nah, daß er der Rückkehr ihrer Pflegemutter, an der sie übrigens mit einer rührenden Liebe zu hängen schienen, sehr bald mit einer Art Furcht und einem neidvollen Unbehagen entgegenah, anstatt dabei aufzuatmen.

Zum kommenden Sonntag sollte er nun aber auch endlich wieder erlöst werden, so hatte sie sich noch gestern in ihrer humorvollen Weise auf der Karte ausgedrückt, auf der sie ihm die Rückkehr anzeigte. Sie war also im stillen doch wohl fest überzeugt gewesen, daß ihn sein Vertretungsposten nicht sonderlich entzückt hatte, und daß der Tag der Wiederabnahme seiner Verantwortung zu einem besonderen Freudentag für ihn wurde.

Frau Ina hatte 'ne Ahnung! Konnte man denn vernügt sein, wenn man etwas Liebgewordenes wiederhergeben mußte? Er hatte seine Schuldigkeit getan und konnte nun gehen, hatte von seiner „verrosteten“ Liebe gesät und doch keine Ernte zu beanspruchen. Und die Kleinen hatten sich doch auch nachgerade an ihn gewöhnt und waren so dankbar gewesen für jede Freude, die er ihnen bereitet hatte. Nun aber sollte er wieder in den Hintergrund geschoben werden, nun trat Frau Ina wieder ihre Pflegemutterrechte an. Allerdings auch nur noch für ein paar Sommermonate, bis sie sich genügend erholt hatten, dann mußten die kleinen Waisen erneut in die Welt hinaus und sollten zu einer entfernten Verwandten überfiedeln. So war es wenigstens geplant.

Aber es konnte ja auch mal anders kommen. Zu einem Lädenbüßer und Notknecht fehlte ihm nun mal das Zeug. Diese Rolle lag ihm nicht. Wenn er, Detlev Lorenzen, etwas tat, dann tat er es ganz oder gar nicht. Er hatte es sich reißlich überlegt; — was er vorhatte, sollte Frau Inas Willkommensüberraschung werden. Er hoffte, ihr eine Freude damit zu machen.

Die Hauptsache aber war, er wollte auf seine alten Tage auch noch etwas vom Leben haben und gleichzeitig auch dem Vaterlande einen Teil seiner Schuld abtragen. Das Schicksal hatte ihn, was Wärme und Sonnenschein anbetraf, ein bißchen stiefmütterlich behandelt. Es

hatte ihn gewissermaßen auf dem Gewissen, wenigstens zu dem gemacht, wofür man ihn wohl allgemein hielt, für einen etwas schrulligen und wunderlichen Einspänner.

Nun, das konnte ihm ja schließlich auch gleich sein, was die Welt von ihm dachte. Und was Frau Ina von ihm hielt, das stand dahin und mußte er auch zu tragen wissen. Aber daß sie ihn im übrigen trotz ihres Hühnerkrieges nicht gerade für einen Unmenschen hielt, erhellte doch wohl daraus, daß sie ihm ihre beiden Pfleglinge, die ihr so sehr ans Herz gewachsen waren, anvertraut hatte.

Vielleicht war sie ein reiferer Menschenkenner und wußte, daß ein jeder das Produkt seiner Schicksalsführung ist. Er lebte zum Beispiel für seine Tiere, für seine Blumen und Bücher und quälte sich nicht mehr als

nötig um die Welt, wie mancher andere Einsame, der mit zu viel Idealen ins Leben hinausgezogen war und nach mancherlei bitteren Enttäuschungen vom Menschen sozusagen auf den Hund und auf das Tier gekommen war. Aber er war kein Menschenfeind und Griesgram darüber geworden. Er hielt sich nur das Leben, nachdem er aus den Farbwerken seines Schwagers ausgetreten war, ein bißchen vom Leibe und hatte sich in seinem ländlichen Idyll, in das er sich zurückgezogen, so weit auch ganz zufrieden gewöhnt.

Nur etwas mehr Sonne hatte er sich zuweilen gewünscht, milde, wärmende Abendsonne, denn der Frühling und der Sommer waren ja dahin, und der Herbst stand vor der Tür.

Detlev Lorenzen sah dabei nachdenklich auf den weißen Rosenstrauch, den er, einer plötzlichen Eingebung folgend, im Fortgehen für Frau Ina gepflückt hatte. Ein wenig verlegen und selbstironisch sah er darauf nieder. Alte Leute — war man übrigens mit einundfünfzig Jahren wirklich alt? die Frage war schwer zu beantworten — wirken leicht etwas komisch mit einer poesievollen Aufmachung.

Aber es war ihm plötzlich eingefallen: Frau Ina liebte weiße Rosen so sehr, und warum sollte man, wenn man in seinem Garten zufällig eine besonders schöne „Schneeköniginforte“ hatte, einem Mitmenschen

zum Willkomm nicht mal eine kleine Freude bereiten, und wenn man auch einen siebenjährigen Hühnerkrieg mit ihm führte?

In seinen Jahren durfte man auch nachgerade wohl so etwas ohne Bedenken tun. Man war doch über das gefährliche Alter hinaus, wenigstens er, wenn man im übrigen auch noch keineswegs eine schlechte Figur abgab. Von Frau Ina konnte man die absolute Ungefährlichkeit

allerdings schon weniger bestimmt behaupten, zumal nicht, wenn sie eines ihrer duftigen, weißen Sommerkleider trug, die ihr so vorzüglich standen. Und wenn ihr dann gar noch ein feines Rot in die Wangen stieg, dann konnte sie fast aussehen wie ein junges Mädchen, nur viel reifer und durchgeistigter.

Und das war es auch heute. Frau Ina errötete tatsächlich, wenn auch nur ein klein

wenig, als er sie am Bahnhof empfing und ihr zum Willkomm den duftenden Strauß überreichte.

Wirklich famos sah sie aus in ihrem lichtgrauen Seidenmante und dem schwarzen Strohhut mit dem weißen Fliederblütenkranz. Mit einer leichten Verlegenheit bedankte sie sich und erkundigte sich dann ein bißchen übereifrig nach den Kindern, die er absichtlich nicht mit zum Empfang genommen hatte.

Die deckten unterdes mit Hilfe der alten Kathrine im Garten den Kaffeetisch, und die kleine Rosmarie hatte in rührender Fürsorge und ganz aus eigener Erfindung zum Empfang der lieben Pflegemutti um die Torte, die er aus der Stadt hatte kommen lassen, und um Frau Inas und seine Tasse kleine reizende Kränze aus weißen und roten Marienblümchen geflochten.

Umständlich und gewissenhaft berichtete er, indes er an ihrer Seite über die stille Waldchauffee ging und ihre kleine Reisetasche trug. — Genau vier Minuten hatten stets die Eier gekocht! Und die Milch war ihnen ausgezeichnet bekommen. Sechs und acht Pfund hatten sie zugenommen. Und die Schlafzimmersenster standen auch immer spertangelweit offen. Und was die „verrostete“ Liebe betraf, so hatte er sich wenigstens alle erdenkliche Mühe gegeben und —



Der Durchbruch in Ostgalizien: Eine von den Russen in Brand gesteckte Häuserreihe im eroberten Tarnopol.

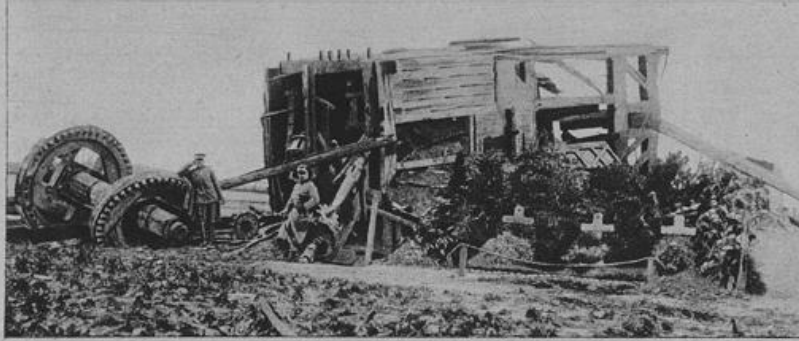
BUFA.



Im eroberten Tarnopol: Erbeuteter russischer Mörser am Bahnhof der Stadt.

BUFA.

Frau Ina lachte belustigt, aber plötzlich wurde sie wieder sehr ernst. „Ich danke Ihnen von Herzen,“ sagte sie warm. „Ich wußte ja, daß die Kleinen nirgend besser aufgehoben sein konnten!“ Er verbeugte sich ein wenig ironisch. Sie aber beachtete es nicht. „Sie sind mir nun mal ans Herz gewachsen, die kleinen Waisen, mehr als ich wußte,“ fuhr sie fort. „Das merkt man erst, wenn man sich nicht mehr um sich hat. Mein Leben hatte durch ihr goldiges Lachen doch wieder Inhalt, wieder Licht und Wärme bekommen.“ — Sie sah an ihm vorüber in das Grün der Waldbäume. „Denn es



Umgefloßene belgische Windmühle bei Ypern. Phot. Leipz. Presse-Büro.

war leer bis dahin,“ sagte sie leise, und es war, als zitterte ihre Stimme. „Wie manch einer hielt wohl nicht dem Leben bittend die Hände hin, aber es legt nun mal nicht jedem etwas hinein oder nicht das, wonach er sich sehnt.“ —

Detlev Lorenzen lauschte ihr bewegt. Nie hatte er bislang Frau Ina von dieser Seite kennen gelernt. Was wußte er überhaupt von ihr und sie von ihm? Daß sie mit einem vermögenden Großkaufmann verheiratet gewesen, wie's schien, nicht übermäßig glücklich in einer kurzen kinderlos gebliebenen Ehe, und daß sie sich nach dem Tode ihres Gatten hier in der Heimat in dem idyllischen Walddorf ein kleines Eigenheim erkundete, das war so gut wie alles.

Er hatte bislang geglaubt, sie sei eine Lebensmeisterin in ihrer heitern harmonischen Wesensart. Und nun sprach sie von Leere. Genau wie er. Von Sehnsucht nach Sonne, bedeckte schmerzvolle Tiefen auf. —

„Und gerade durch die Trennung bin ich mit mir ins Reine gekommen,“ fuhr sie fort, „bin ich zu einem Entschluß gelangt. Noch steht man freilich auf des Lebens Höhe, aber der Abend naht. Ich kann und will mich daher künftig nicht mehr von den Kindern trennen und sie aufs neue einem ungewissen Schicksal überlassen. Ich möchte zudem auch etwas Dauerndes für das Vaterland tun und sprach daher gestern auf der Durchreise bereits mit meinem Anwalt, — ich werde so bald wie angängig die kleinen Waisen als eigen annehmen. Sie sollen meine Abendsonne werden.“ —

Dr. Lorenzen verlor urplötzlich seinen Klemmer, was immer geschah, wenn er heftig erregt wurde.

„Gnädige Frau,“ sagte er und blieb mit einem Ruck mitten auf der Waldchauffee vor ihr stehen, „was Sie da eben sagen, geht nicht! Das ist 'ne Kateridee!“

„Aber, Herr Doktor, erlauben Sie mal,“ erwiderte sie lächelnd und verwundert, „warum sollte denn das nicht gehen? Ich habe zum Glück ausreichendes Vermögen, bin unbescholten, bin sogar noch beträchtlich mehr als die erforderlichen achtzehn Jahre älter als die Adoptivkinder, nur daß ich leider —“

Dr. Lorenzen sah sie triumphierend an. „Nur daß Sie noch nicht das vorschriftsmäßige fünfzigste Lebensjahr hinter sich haben! Oder möchten Sie das behaupten?“

„Allerdings,“ gab sie etwas kleinlaut zurück, „das ist es ja leider, es fehlen noch etliche Jahre daran. Aber mein Anwalt meinte —“

„Gnädige Frau,“ sagte er, „die Meinung Ihres Anwaltes kann hier gar nicht in Betracht kommen, und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil ich die Kinder annehmen werde!“ —

„Sie?“ stieß sie heraus, — nichts weiter, denn ihre Verwunderung und Bestürzung waren zu groß.

„Jawohl, gnädige Frau,“ wiederholte er betätigend, „ich, Ihr Nachbar Dr. Detlev Lorenzen. — Sie haben

sich nicht verhöret! Auch ich war ausgerechnet gestern bei meinem Anwalt, um dieserhalb Rücksprache mit ihm zu nehmen, und ich bin bereits fünfzig Jahre alt, sogar ein Jahr, drei Monate, zwei Wochen und fünf Tage älter als erforderlich. Auch ich habe ebenfalls noch nicht im Zuchthaus gefessen, habe gleichfalls genügendes Vermögen und —“

„Ist das Ihr Ernst?“ fragte sie und war ganz blaß geworden.



Das deutscherswärts zurückeroberte St. Julien.

Phot. Leipz. Presse-Büro.

„Gnädige Frau“ erwiderte er, „sehe ich etwa aus wie ein Spatzvogel? So gern ich Ihnen selbstverständlich sonst in allem den Vorrang ließe und ja auch Ihre Vorberechtigung vollkommen anerkenne, aber ein ganz klein wenig Anrecht habe ich doch schließlich auch an dem Besiz der kleinen Kriegswaisen! Und mein Leben war auch bislang sonnen- und wärmelos. Aber davon abgesehen, — ich bitte Sie, Frau Ina,“ sagte er eindringlich und sah ihr ins Gesicht, „was wollen denn auch Sie sich schon für zeitlebens so weittragende Verpflichtungen auferlegen — ich meine, so ohne männliche Rückenstärkung?“

„Und Sie, Herr Doktor,“ fragte sie, mit dem Versuch zu lächeln, obgleich ihr ein paar blühende Tränen an den Wimpern hingen, „wie steht es mit Ihnen? Bieten Sie denn als Mann und Junggehilfe für die Erziehung, besonders eines heranwachsenden jungen Mädchens etwa bessere Gewähr, so ohne jede geeignete weibliche Beihilfe? Meinten Sie doch kürzlich noch selber, daß Sie so gut wie nichts davon verstanden und sich zur Annahme einer Hausdame nun und nimmer entschließen könnten! Ach — wenn wir die Kinder entscheiden ließen.“ —

„Nein, gnädige Frau,“ meinte er eifrig, „darauf wollen wir es

reiten möchte! Es muß sich da eben ein Ausweg finden lassen. Und es gäbe auch wohl einen,“ setzte er nach einer kleinen Pause leise hinzu, „aber — ich befürchte nur — und weiß nicht, wie Sie darüber denken würden —“

„Nun?“ fragte sie leise mit einem schmerzlichen Lächeln, als er zögernd schwieg.

„Frau Ina,“ ermannte er sich, indem er sich zu ihr niederbeugte — „wie wäre es zum Beispiel, wenn ich Ihnen nun doch das Vorrecht ließe und Sie dafür, sobald es möglich ist, statt zwei, gleich drei — ich meine — wenn Sie, da Sie doch einmal beim Adoptieren sind, auch mich noch mit für eigen annehmen



Verwundete Franzosen und Russen in einem deutschen Lazarett bei Sedan.

BUFA.

lieber nicht antommen lassen, es könnte doch zu meinen Ungunsten ausfallen!“

„Wir beide bringen uns nun mal kein Glück,“ fuhr sie fort, „bereiteten uns von jeher ungewollt nur Kummer und Verdruß!“

„Aber doch lediglich mit den vermaledeiten Hühnern, gnädige Frau!“ erwiderte er. „Sonst doch noch nie!“

Er hatte plötzlich ihre Hand erfaßt. „Meine liebe, verehrte Frau Ina, so weinen Sie doch nicht! Hören Sie doch nur, wie wundervoll Ihnen die Golddrossel und die Nachtigall ein jauchzendes Willkommen singen!“

„Nein,“ sprach er weiter und hielt ihre Hand noch immer umfaßt, „was mich anbelangt, so wäre ich der letzte, der Ihnen Kummer be-

würden, — es wäre ein Aufwaschen!“ — Er hielt einen Augenblick inne, denn jetzt erst wurde er so recht gewahr, wie falsch der Weg gewesen, den beide bisher gegangen. Dann fuhr er fort, nachdem er seine Verlegenheit gewaltsam überwunden hatte:

„Es wäre uns allen geholfen, selbst unsern Hühnern, die Itzgen könnten so viel und wo sie wollten, und wir zwei beide könnten uns gemeinsam in ungetrübtester Eintracht erfreuen am milden Glanz unserer ‚Abendsonne‘.“ —

Er sah sie fragend an. Aber auch Frau Ina schien keinen besseren ‚Ausweg‘ aus diesem Dilemma zu wissen. Wenigstens ließ sie ihm, durch Tränen lächelnd, ihre Hand, und so standen sie noch eine ganze Weile und lauschten auf das, was ihnen im Wald die Drossel und die Nachtigall sangen. —



Türkische Truppen-Abteilung rastet an einer Straße in der Wüste.

Phot. A. Frankl.



Eine Karawane vom türkischen Halbmond auf dem Marsch durch die Wüste.

Phot. A. Frankl.

Nachricht von draußen.

Von Max Prels.

Leise vor sich hinpeisend und mit jener ungeschickten Hast, die fünfzehnjährigen Jungen eigentümlich ist, verließ Franz Binder, die Schulbücher unter dem Arm, die mütterliche Wohnung. Geographie — Mathematik — Latein — Religion — wiederholte er schnell den Stundenplan.

Schritte hallten in dem Treppenhause wider, und Franz, der sich über das Geländer beugte, bemerkte den Briefträger, der langsam heraufstieg.

Der Alte und Franz waren sehr befreundet. Oft genug kam es vor, daß der Gymnasiast ihm weit entgegenlief, wenn er eine jener röstlichen Karten zu erhalten hoffte, die seine Mutter stets mit so großer Sehnsucht erwartete und die aus einem zerstampften und zer-schossenen Erdenfleck kamen, über den der Tod heulend hinwegsaufte.

Mehr als vierzig waren seit jenem Tag eingetroffen, an dem Georg, der Zweiundzwanzigjährige, blumengeschmückt und mit einem Lächeln auf dem Gesicht, vom Südbahnhof abgefahren war. Mehr als vierzig Karten, die nun sorgsam geordnet in einer weißen Schachtel lagen und die die Mutter täglich durchlas, miteinander verglich und zärtlich streichelte, als ob es die Wangen des Älteren wären, der so weit von ihr war — so weit.

„Haben Sie etwas für uns, Herr Tomasberger?“

Es war Franz als ob des alten Mannes Stimme zitterte, als er ihm das schon so oft gehörte: „Nichts, Herr Franz“ zurief.

„Wirklich nichts?“

Der Briefträger wandte den Kopf ab und wollte den Buben an sich vorbeilassen. Der aber ließ nicht loder.

„Ich glaube doch, daß Sie etwas haben. Sehen Sie doch noch einmal nach!“ Glehend klang es. „Herr Franz —“

Der Gymnasiast wurde blaß bis in die Lippen.

„Etwas Schlechtes?“

Der Briefträger nickte unmerklich mit dem Kopfe. Fast riß ihm Franz das Paket mit den Briefen aus der Hand. „Wo —?“

Ganz zu unterst lag eine Feldpostkarte. Die energischen Schriftzüge tanzten wild vor den Augen des Knaben. Er fühlte es kaum, daß der Briefträger ihm zaghaft über das volle, blonde Haar strich. Dann las er die Worte: „Gnädige Frau! Ihr Sohn, Fähnrich Georg Binder — gestern den Heldentod — die Batterie betrauert —“

Franz ließ die Karte sinken. „Mutter —“ flüsterte er.

„Soll ich's der Frau Mutter hinaufbringen?“ fragte der Briefträger, und seine guten, wasserblauen Augen ruhten mit einem mitleidigen Ausdruck auf der schwächlichen, unentwickelten Gestalt des Jungen. Franz sahte nach dem Handgelenk des Alten und preßte es zusammen. „Nein, um Gottes willen, nein. — Sie darf's nicht erfahren. Sie wird es nicht ertragen.“

Er steckte die Karte in die Tasche und stieg langsam die Stufen hinab. Dem Alten kam es vor, als ob der Junge um Jahre gealtert sei, so müde war sein Gang, so schleppend. Lange sah er ihm nach. „Auch einer von den vielen — den vielen —“

Teilnahmslos sah Franz während der Unterrichtsstunden in seiner Bank. Er hörte kaum, was die Professoren sprachen, und als er während des Lateinunterrichts einmal aufgerufen wurde und eine jaß an ihn gerichtete Frage beantworten sollte, starrte er ins Leere und wußte nicht einmal, wovon eben die Rede gewesen war. Abwechselnd rot und blaß werdend, nahm er die tadelnden Worte des Lehrers entgegen. Die letzten Minuten vor dem Läuten der Glocke, das den Unterricht beendete, waren die schwersten.

Es graute ihm davor, seiner Mutter gegenüberzutreten; er fürchtete, sich durch einen Blick, durch eine unvorsichtige Bewegung zu verraten. Er wunderte sich darüber, daß die Sonne so hell scheinen konnte, daß alles, alles so war, wie an den vorhergegangenen Tagen, daß die Linde, die draußen vor dem Fenster stand, so

duftete wie stets, daß alles so grausam rücksichtslos seinen gewohnten Gang ging, während sein Bruder, den er so namenlos geliebt hatte, das nicht mehr sehen würde und nun, wer weiß, wie, in einer tiefen dunklen Grube lag. Mit dem Ellenbogen stieß ihn sein Nebenmann an: „Was hast du denn, Binder, du weinst ja.“ — Mit dem Handrücken fuhr sich Franz über die Augen. Antworten konnte er nicht. — Einige Minuten später stand der Junge klopfenden Herzens vor der Tür, die in seine Wohnung führte, und wagte nicht, auf den Glockentaster zu drücken. In seinem ganzen Leben hatte er sich noch nie so davor gefürchtet, seiner Mutter unter die Augen zu treten. Sie kannte ihn so genau, sie brauchte ihn nur anzusehen und erriet, was in ihm vorging.

Auf den Kopf hatte sie ihm stets alles gesagt: Wenn er eine schlechte Note bekommen, wenn er irgend etwas angefaßt hatte, was er ihr verheimlichen wollte. „Wie durch eine Glaswand siehst du bei mir,“ sagte er einmal im Scherz. Und sie lächelte ihr liebes, mütterliches Lächeln: „Kind — eine Mutter —!“ Und nun — und nun. — Zweimal streckte er die Hand aus, um zu läuten, immer wieder zog er sie schnell zurück, als ob seine Finger sich lodern dem Feuer genähert hätten. Dann gab er sich einen Ruck. Bis die Zähne zusammen: es mußte sein, es mußte. —

Die Mutter sah schon bei dem gebedten Tisch.

„Aber, so spät. — Hast dich wieder herumgebalgt.“ —

Franz schüttelte den Kopf. Er wunderte sich selbst über den heiteren Ton in dem er sagte: „Aber keine Spur, Mutter, der Frischhauf hat nur ein bißel länger geprüft. Ich hab' einen Mordshunger.“ —

Einen schnellen Blick warf er auf die bleiche Frau mit dem frühergrauten Haar. Dann atmete er tief auf: sie merkte nichts. Während der Mahlzeit sprach er viel, tat so, als ob er großen Appetit hätte, und als die Mutter sagte: „Wer weiß, ob es Georg heute auch so gut schmeckt wie dir?“ brachte er es fertig, zu lachen und ihr zu versichern, daß die im Felde draußen mit ganz anderen Nationen rechnen könnten, als die Dageimgebliebenen, daß sie immer Hunger hätten und Georg geschrieben habe, wie gut es ihm beim Militär schmecke. Als das Essen beendet war und die Mutter, wie sie es stets zu tun pflegte, die Karten Georgs vornahm und sie durchlas, vertiefte sich Franz scheinbar in eines seiner Schulbücher, beobachtete aber in Wirklichkeit unausgesetzt die Mutter. Wie sollte er es ihr nur mitteilen, wenn es sich nicht mehr verheimlichen lassen konnte? Wie würde sie die schreckliche Nachricht aufnehmen, wie sie ertragen? Unwillkürlich seufzte er tief auf. Die Mutter sah ihn an. „Was hast du denn, Franz?“ Er fühlte, wie er purpurrot wurde.

„Eine schwere Sache haben wir da aufbekommen. Du glaubst gar nicht, wie der neue Geschichtsprofessor uns hunzt.“ Beruhigt wandte sich Frau Binder wieder der Lektüre der Karten zu. Endlich erhob sie sich, legte die Feldpostkarten behutsam zusammen und ging, nachdem sie den Jungen geküßt hatte, in ihr Zimmer.

Franz horchte auf, bis ihre Schritte verklungen waren. Dann klapperte er das Buch zu, legte die Hände vor die Augen, und ein wildes Schluchzen schüttelte seinen Körper. —

Am Nachmittag ging er mit der Mutter spazieren. Es war ein weicher, verklärter Frühlingstag. Auf den Ringstraßenbänken saßen Soldaten, die sich mühsam dorthin geschleppt hatten und sich nun in der wohligen Wärme behaglich fühlten. Bei der Oper kam Franz und seiner Mutter ein blutjunger, blonder Kadett entgegen. Frau Binder stieß ihren Sohn an: „Wie der Georg siehst er aus. Dieselben roten Wangen, dieselbe Haarfarbe und die großen blauen Kinderaugen.“ Franz nickte. Nur nicht sprechen, nur jetzt nicht sprechend dachte er. Aber die Mutter hatte sich glücklicherweise umgedreht und

dem Kadetten nachgesehen. Wenn sie jetzt in mein Gesicht geblickt hätte, dachte Franz, hätte sie es sehen müssen. — Er biß die Zähne zusammen und würgte das aufsteigende Schluchzen hinunter. „Wir werden in den Stadtpark gehen,“ sagte Frau Binder. „Müßt haben wir schon lange nicht mehr gehört. Das wird uns beiden gut tun.“ Franz zuckte zusammen. „Müßt — heute —. Ich hab’ aber zu lernen, Mutter.“ — „Ganz leise und schüchtern wandte er es ein. „Aber geh’, Franz, du hast ja noch immer am Abend Zeit.“

„Wie du meinst, Mutter.“ Sie sahen auf der Terrasse. Um sie herum heitere, lachende Menschen. In die verwehten Klänge des Orchesters tönte das Klirren der Löffel und Tassen, das vielstimmige Gemurmel der Gäste hinein. Nach Walzern und Märschen erklang plötzlich eine einfache, wehmütige Melodie: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus —“ spielten sie. Das war eines der Lieblingslieder des Bruders gewesen. Oft und oft hatten sie es zweifstimmig gesungen und gepfiffen. Franz preßte die Fingernägel in die Handflächen, um nicht laut aufzuschreien. Ein Offizier, der mit einigen Damen am Nebentisch saß, summite das Lied mit. „Wann i komm, wann i komm, wann i wiederum komm —“ Aber Georg würde nie mehr wiederkommen, nie mehr! — Frau Binder sah Franz an. „Was hast du denn, Bubi, du bist ja so furchtbar blaß? Ist dir kalt? Es ist doch noch nicht Zeit,

um im Freien zu sitzen.“ Frau Binder griff nach seinen Händen: „Eistalt. Wir werden gehen.“

Zu Hause angekommen, eilte Franz in sein Zimmer. Er warf sich auf sein Bett und verbaute den Kopf zwischen den Armen. Nur nichts sehen und hören müßte. Nur nichts. Eine halbe Stunde später trat die Mutter herein. „Du hast kein Licht gemacht, Franz? Ich hab’ gedacht, daß du arbeiten müßt.“ Der Bub richtete sich ein wenig auf. „Kopfschmerzen hab’ ich, Mutter; bitte, laß mich allein.“ „Es ist Zeit zum Abendmahl.“ „Ach dank’ schön, ich hab’ wirklich keinen



Oberleutnant Sallé

londete mit seinen Flugzeug hinter den englischen Einien an der Sinaifront, zerstörte Bahnerverbindungen und Wasserleitungen in der Wüste und kehrte unbeschädigt zurück.



Offiziersstellvertreter Müller

einer unserer erfolgreichsten Kampfpiloten, dessen 20. und 21. Lufttag im Tagesbericht des Generalquartiermeisters rühmend erwähnt wurde.

Phot. Verl. Müller, Göt.

Phot. Verl. Müller, Göt. seiner Mutter nach dieser Nacht unter die Augen zu treten; er wußte, daß ihr sein entstelltes Gesicht, seine trüben Augen, die von dunklen Ringen umzogen waren, seinen Seelenzustand verraten würden. Fort — fort nur —! Plan- und ziellos irrte er durch die Straßen. Als der Schuldner um halb acht Uhr die schweren Türen öffnete, huschte Franz schein in das Haus und setzte sich in seine Bank. Endlos kamen

ihm an diesem Tag die Unterrichtsstunden vor. Er konnte es nicht mehr allein tragen, er mußte es doch seiner Mutter sagen. Wie ein Verbecher kam er sich vor: Es mußte sein!

All seine Kraft nahm er zusammen, energisch läutete er an. Die Mutter öffnete ihm selbst. Er sah in ihr Gesicht. Ein Schein von Glück war darüber ausgebreitet, wie er ihn bei ihr noch nie gesehen hatte. Wie verklärt stand sie da. In der hocherhobenen Hand hielt sie ein Telegramm. „Von Ge-



Ein Bild von der Verpflegungsstelle des Hauptbahnhofs Düsseldorf.

org, Franz, von Georg! Er wird bald bei uns sein! Du atmet Junge! Also das war es!“

Franz riß ihr die Depesche aus den Händen: „Infolge eines Fretums wurde ich tol gemeldet. Befinde mich aber sehr wohl. Gehe morgen auf Urlaub. Alles Nähere mündlich. Georg.“

„Mutter!“ Ein unsagbarer Jubel lag in dem Ausschrei des Jungen. Und als ihn zwei weiche Arme umschlangen, wußte er, daß er in seinem ganzen Leben ein ähnliches Glücksgefühl nicht mehr empfinden würde.